

Unruhige Tage im Milieu

Gabriele Tergits großer Panorama-Roman „So war's eben“ wird erstmals veröffentlicht

Gabriele Tergits Familienepos „Effingers“, das in einem breit angelegten Figuren-Panorama deutsche Geschichte vom Kaiserreich über die Weimarer Republik und Nazi-Herrschaft bis nach Ende des Zweiten Weltkriegs erzählt, erschien erstmals im Jahr 1951 – und blieb nahezu unbeachtet, weil man sich in Deutschland für jüdische Schicksale offenbar nicht interessierte. Auch spätere Neuauflagen in den sechziger und siebziger Jahren gelang es nicht, diesen fulminanten Roman und seine Autorin, die vor den Nazis ins Exil floh und so dem Tod im Lager entkam, dauerhaft ins öffentliche (literarische) Bewusstsein zu rufen.

Das Opus magnum dieser Autorin ist der Roman „Effingers“

Die moderne Klassikerin – und das ist Tergit zweifelslos –, die 1931 mit ihrem „Reklame-Roman“ „Käsebier erobert den Kurfürstentamm“ berühmt wurde, blieb ein ewiger Geheimtipp bis zu der erfolgreichen Neuauflage ihrer Werke bei Schöffling & Co in den letzten Jahren. Dazu gehören natürlich „Käsebier“ und ihr oft mit Thomas Manns „Buddenbrooks“ verglichenes Opus Magnum „Effingers“, ihre bewegenden Memoiren „Etwas Seltenes überhaupt“ und zuletzt ihre äußerst lesenswerten, da scharf beobachteten, lebendigen und bisweilen sehr witzigen Berliner Gerichtsreportagen. Diese erschienen vergangenes Jahr unter dem Titel „Vom Frühling und von der Einsamkeit“ und enthalten reichlich Stadtgeschichte und Milieustudien; oder besser: Milljöh-Studien.

Ein halbes Jahrhundert Berliner Stadtgeschichte und ein beeindruckend vielfältiges Milieu und Milljöh, vom großbürgerlichen bis zum proletarischen nämlich – oder, wie Tergit im Nazi-Kontext schreibt, „prolet-arischen“ – enthält auch ihr aus dem Nachlass stammender und nun erstmals publizierter Roman „So war's eben“. Den stellte sie Anfang der sechziger Jahre fertig, und dabei handelt es sich um nicht weniger als den (erneuten) Abriss einer Epoche und ein Fazit ihres gesamten Schreibens und Lebens, das sich hier auf immerhin rund 600 Seiten ausbreitet.

Eine kleine Sensation ist es schon, dieses Vermächtnis an sich und dass es endlich erscheinen kann. Zunächst entsteht der Eindruck, ein zweites Mal die „Effingers“ zu lesen. Man schlägt die ersten Seiten auf und findet sich im Hause Stern wieder, einer reichen jüdischen Familie in Berlin, und dann ist von einem neuen Domizil, einem sündhaft teuren „Palais“, am Rande des Tiergartens die Rede.

Da kommen dem Leser die im Luxus schwelgenden Bankier-Familien Oppner und Goldschmidt aus Gabriele Tergits früherem Jahrhundertroman in den Sinn. Auch auf den nachfolgenden Seiten glaubt man, hier und da alten Bekannten zu begegnen, übrigens auch aus „Käsebier“, allen voran der einflussreiche Chefredakteur Stefan Heye oder der Publizist Birnbaum, erkennbar ein Wiedergänger Carl von Ossietzky.

Gleichwohl überwiegen die Unterschiede. Zum einen in Hinblick auf die Form, zum anderen, was die Sujetgewichtung anbetrifft und den von der Erzählerin angestimmten Ton. Letzterer ist wesentlich dunkler, fatalistischer – der Zivilisationsbruch ist schon auf den ersten Seiten spürbar antizipiert, die Themen Antisemitismus und Aufstieg der Nazis rücken stärker in den Vordergrund, nicht

zuletzt durch die zentrale Figur des „Nazis“ Friedrich Wilhelm von Rumke und seiner Familie.

„So war's eben“ – der lapidare Titel spricht Bände. Durchaus kritisch einzuwenden ist, dass der Panorama-Charakter hier, anders als in „Effingers“, eine starke Tendenz zum Ausufernden aufweist. Es gibt unüberschaubar viele kleinteilige Szenen und Dialoge, die mitunter wie atmlos dokumentiert oder auch nur flüchtig skizziert wirken. Die zahllosen Romanfiguren alle im Blick zu behalten, fällt schwer. Weit über siebzig Personen haben ihre Auftritte in dieser Weltragödie, als die das Buch tatsächlich angelegt ist. Dankenswerterweise sind sie auf einer beiliegenden Karte aufgelistet, unterteilt in die Kategorien „Die Juden“, „Die Kommunisten“, „Die deutsche Oberschicht“, „Die Zeitungsmenschen“ und „Figuren am Rande“. So viel zur Form, die sich vielleicht als „modernistisch“ verteidigen lässt.

So kleinteilig die Szenen sind, so bestechend sind Gabriele Tergits Bilder und ihre profunde Vertrautheit mit den Figuren und ihren Lebenshintergründen, die unterschiedlicher nicht sein könnten. Im kenntnisreichen Nachwort der Herausgeberin Nicole Henneberg erfährt man, weshalb das so ist. Tergit nämlich, die 1894

ANZEIGE



12,95 € | Bestellnr. 19552

SHOP
TAGESSPIEGEL
shop.tagesspiegel.de

in Berlin geboren wurde, verbrachte ihre Kindheit im damals noch proletarisch-kleinbürgerlichen Stadtteil Friedrichshain und kannte die Existenzkämpfe der dort meist in Armut lebenden „kleinen Leute“. Erst mit vierzehn zog sie mit ihrer wohlhabend gewordenen Familie in ihre Tiergarten-Villa.

Statt mit Thomas Mann, so viel sei noch gesagt, ließe sie sich vielleicht besser mit einem der Generationsgenossen des Buddenbrooks-Autors vergleichen: mit dem ebenfalls wiederzuentdeckenden Schriftsteller Georg Hermann (1871-1943), der in einstmals höchst erfolgreichen Romanen wie „Jettchen Gebert“ oder „Rosenemil“ ebenfalls Milieu und Milljöh im Blick hatte. Den Holocaust aber, der Tergits Denken und Schreiben bis zuletzt thematisch bestimmte, überlebte er im Gegensatz zu ihr nicht.

TOBIAS SCHWARTZ



Gabriele Tergit:
So war's eben.

Roman. Verlag Schöffling & Co, Frankfurt/Main 2021, 624 Seiten, 28 €



Der Schriftsteller Henning Ahrens. Er wurde 1964 im niedersächsischen Peine geboren.

Im finsternen Winkel des Gebälks

Henning Ahrens erzählt in seinem schonungslosen Dorfroman „Mitgift“ von einer Landwirtschaftsfamilie

VON GERRIT BARTELS

Wer schon einmal von dem Schriftsteller Henning Ahrens gehört oder gar sein „Provinzlexikon“ gelesen hat, weiß sicherlich, dass Ahrens 1964 im niedersächsischen Peine geboren wurde und aus einer Landwirtschaftsfamilie stammt. Mit diesem Wissen dürfte man sich bei der Lektüre seines neuen Romans „Mitgift“ schnell fragen, ob Ahrens darin die Geschichte seiner eigenen Familie erzählt – was er im Nachwort dann auch bestätigt, nicht ohne natürlich darauf hinzuweisen, dass sich seine Romanfiguren „nicht ohne Weiteres mit ihren Vorbildern gleichsetzen“ lassen. Gewidmet hat Ahrens diesen Roman seinem Vater Henning Ahrens, der sich 1989 im Alter von 58 Jahren das Leben genommen hat, und tatsächlich dreht sich „Mitgift“ in seinem Zentrum um einen Suizid.

Allerdings wird dieser Selbstmord 1962 begangenen, auf dem in einem kleinen Dorf nahe Peine gelegenen Hof der Familie Leeb, zumal von einem Mann in seinen frühen Dreißigern, dem eigentlichen Hoferben Wilhelm Leeb junior. Weiter als bis in das Jahr 1962 erstreckt sich „Mitgift“ zeitlich nicht. Dafür geht es in der anderen Richtung des Zeitpfeils bis zurück in den Februar des Jahres 1755, da der gottesfürchtige Landwirt Hans Wilhelm Leeb darauf hofft, dass seine schwangere Frau nach zwei Töchtern doch bitte schön einen Sohn und damit einen Nachfolger zur Welt bringen möge.

„Mitgift“ umfasst also gut zweihundert Jahre und sechs Generationen, konzentriert sich größtenteils jedoch auf die Zeit während des Zweiten Weltkriegs und die Jahre danach. Im Mittelpunkt steht das Leben der Kernfamilie von Wilhelm Leeb senior, das seiner Frau Käthe und der drei Kinder Wilhelm junior, ge-

blieben können. Er gerät in Kriegsgefangenschaft und kehrt 1949 zurück. Den Hof hat derweil der Sohn als „Herr im Haus“ geführt. „Ich muss wohl erst mal Zug in diesen Haufen bringen“, ereifert sich der Senior schon am Tag seiner Rückkehr, zum Entsetzen des Sohnes. Aber der junge Wilhelm glaubt zunächst, dass sein Vater nicht erfassen könne, „was sie geleistet haben, aber das wird er schon noch begreifen.“

Obwohl der Vater-Sohn-Konflikt das Familienleben aus seiner Verankerung trägt, wäre es falsch, „Mitgift“ darauf zu reduzieren. Henning Ahrens widmet sich intensiv auch Gerda Derking, der Totenfrau, erzählt von ihren Freundinnen Lisbeth und Fräulein Bernhard, die beide Kriegsflüchtlinge sind; er porträtiert quasi über Bande die Frauen in der Familie, die zaghaft, ihrem Mann lange treu zur Seite stehende Käthe sowie die Mutter von Wilhelm senior, die wiederum eine pathologisch anmutende enge Beziehung zu ihrem Sohn unterhält und fast bis zum Ende nichts auf ihn kommen lässt; selbst der kleine Bruno bekommt gegen Ende des Romans ein eigenes Kapitel. Er entzieht sich den überlieferten Traditionen, zeigt dem zaudernden älteren Bruder, wie man dem Alten die Stirn zeigt und geht nach Hildesheim und später zur Bundeswehr.

Es ist eine der Qualitäten dieses Romans, wie präzise hier das Landleben beschrieben ist, das Dorf, die umgebende Landschaft und der Hof der Leeb und was es dort für zwischenmenschliche Konflikte gibt. Mitunter trägt „Mitgift“ naturalistische Züge. Henning Ahrens fühlt sich nicht nur in den jungen Leeb gut ein, sondern gerade auch in den starrsinnigen, herrischen Alten, den Nazis, der der Zeit unter den Nationalsozialisten und ihrem Wahnsinn vom Gewinn von „Lebensraum“ im Osten nur schwer abschwören vermag. Ahrens realistische Prosa hat etwas kongenial Bedächtiges, was umso erstaunlicher ist, weil

er als Landwirt hätte zu Hause

bleiben können. Er gerät in Kriegsgefangenschaft und kehrt 1949 zurück. Den Hof hat derweil der Sohn als „Herr im Haus“ geführt. „Ich muss wohl erst mal Zug in diesen Haufen bringen“, ereifert sich der Senior schon am Tag seiner Rückkehr, zum Entsetzen des Sohnes. Aber der junge Wilhelm glaubt zunächst, dass sein Vater nicht erfassen könne, „was sie geleistet haben, aber das wird er schon noch begreifen.“

Obwohl der Vater-Sohn-Konflikt das Familienleben aus seiner Verankerung trägt, wäre es falsch, „Mitgift“ darauf zu reduzieren. Henning Ahrens widmet sich intensiv auch Gerda Derking, der Totenfrau, erzählt von ihren Freundinnen Lisbeth und Fräulein Bernhard, die beide Kriegsflüchtlinge sind; er porträtiert quasi über Bande die Frauen in der Familie, die zaghaft, ihrem Mann lange treu zur Seite stehende Käthe sowie die Mutter von Wilhelm senior, die wiederum eine pathologisch anmutende enge Beziehung zu ihrem Sohn unterhält und fast bis zum Ende nichts auf ihn kommen lässt; selbst der kleine Bruno bekommt gegen Ende des Romans ein eigenes Kapitel. Er entzieht sich den überlieferten Traditionen, zeigt dem zaudernden älteren Bruder, wie man dem Alten die Stirn zeigt und geht nach Hildesheim und später zur Bundeswehr.

Es ist eine der Qualitäten dieses Romans, wie präzise hier das Landleben beschrieben ist, das Dorf, die umgebende Landschaft und der Hof der Leeb und was es dort für zwischenmenschliche Konflikte gibt. Mitunter trägt „Mitgift“ naturalistische Züge. Henning Ahrens fühlt sich nicht nur in den jungen Leeb gut ein, sondern gerade auch in den starrsinnigen, herrischen Alten, den Nazis, der der Zeit unter den Nationalsozialisten und ihrem Wahnsinn vom Gewinn von „Lebensraum“ im Osten nur schwer abschwören vermag. Ahrens realistische Prosa hat etwas kongenial Bedächtiges, was umso erstaunlicher ist, weil

seine anderen Romane wie „Lauf, Jäger, Lauf“, „Langsamer Walzer“ oder „Tierstage“ fantastisch anmuten und dem Magischen Realismus nahe stehen.

Das gleichberechtigte Nebeneinander von Tier und Mensch, so wie in seinem Roman „Tierstage“, gibt es allerdings auch hier, nicht nur wegen der Kühe, Schweine und Pferde auf dem Hof der Leeb, die mit den Tieren eine quasinatürliche Beziehung führen. Kapitel für Kapitel gibt es häufig am Ende Zufallsbegegnungen wie mit der Schleiereule, „die in einem finsternen Winkel des Gebälks sitzt“. Mit dem Star, der sich auf dem Kornboden verirrt hat und „ein schmalzendes, rätschendes Spottlied“ anstimmt. Oder mit dem Mäusebusard, der über Wilhelm junior und seiner Sophia auf dem Hochsitz kreist. Sie alle scheinen das bevorstehende Unheil zu erahnen. Schließlich ist es eine schwarze Katze, der ein Bein und der Schwanz fehlen, die Wilhelm junior gleichermaßen wie ein Symbol des unbedingten Lebenswillens und des Todes auf seinem letzten vergeblichen nächtlichen Streifzug durch das Dorf begleitet.

Von Nostalgie findet sich in diesem typischen deutschen Familienroman keine Spur, gar von Sentimentalität. Nie hat man den Eindruck, Henning Ahrens versuche Sympathien für seine Figuren zu wecken. Am ehesten noch für Grete Derking, die etwas macht, was in einem Dorf nicht vorgesehen ist: Bücher lesen. „Mitgift“ ist, bei allem trockenem Realismus, aller Bedachtsamkeit, ein harter, schonungsloser, gar nicht so leicht zu lesender Roman – und ein sehr guter überdies.



Henning Ahrens:
Mitgift. Roman.

Klett-Cotta Verlag, Stuttgart 2021. 345 Seiten, 22 €.

ANZEIGE

Gefangene nicht vergessen!

In schwierigen Zeiten sind verlässliche Informationen lebenswichtig.

Bitte spenden Sie den »Tagesspiegel« für Gefangene zum Preis von 183,33 € halbjährlich, 359,10 € jährlich oder überweisen Sie einen Betrag Ihrer Wahl an: Freiabonnements für Gefangene e.V. Bank für Sozialwirtschaft, IBAN: DE02 1002 0500 0003 0854 00 Kennwort: »TSP« www.freibabos.de

Freiabonnements für Gefangene e.V.

Krieg mit dem Körper

Hommage an die Unsichtbaren: **Isabela Figueiredos** Roman „Die Dicke“

Mama starb 2013. Da quälte sich Lúisa schon mit Geldproblemen herum; das Lehrerinneneinkommen und die Rente der Mutter reichten kaum. Also blieb ihr die Grenznutzenrechnung: Weiter exorbitant viel essen, weil ihr Körper danach verlangte – oder eine teure Magenverkleinerung, die 40 Kilo ihres Körpergewichts schmelzen ließ und ihr Geld für Lebensmittel sparte.

Jetzt sitzt Lúisa in der elterlichen Wohnung in einem Außenbezirk Lissabons am Südufer des Têjo und überlegt, ob sie ihre alten Kleider wegwirft. Die Kleider der „Dicken“, die sie, das ist ihr bewusst, ewig bleiben wird. Weil es ihre ureigene Geschichte ist, in dieser Wohnung, die die Eltern nach ihrer Rückkehr aus Mosambik gekauft haben.

Die Wohnung spielt in Isabela Figueiredos autobiografisch grundiertem Roman „Die Dicke“ eine Hauptrolle. Von der Eingangstür über Mädchen-, Wohn- und Elternschlafzimmer führt die Erzählung der Philosophielehrerin, um Halt zu machen bei den Küchenschichten und dann im geheiligten, kaum genutzten Esszimmer zu landen. Bad und Diele schließen den Rundgang der „Dicken“, mit dem die 1963 in Lou-

renco Marques, dem heutigen Maputo, geborene Autorin an ihr viel beachtetes Debüt „Roter Staub“ aus dem Jahr 2009 an. Darin hat Figueiredo ihre Kindheit in Mosambik eingefangen, vor allem aber ihren Vater, der in der portugiesischen Kolonialzeit als Ingenieur am Bau des berühmtesten Cabora-Bassa-Staudamm beteiligt war. Mit der Befreiung verließ er mit vielen anderen das Land, ohne je wieder richtig in seiner angestammten Heimat anzukommen.

Seine Tochter hatte er frühzeitig nach Portugal zurückgeschickt, um ihr eine ordentliche Ausbildung zukommen zu lassen. Im Internat beginnt Lúisa Odyssee. Zehn Jahre lang lebt sie allein ohne die Eltern, zehn Jahre, die nie mehr aufzuholen sind, obwohl sie viele Jahre gemeinsam in dieser Wohnung hausen, in der zuerst der Vater zum Pflegefall wird, dann die Mutter. Mit ihr befindet sich noch die erwachsene Frau in einem ständigen Krieg. Im Gegensatz zum Vater und Lúisa ist die Mutter beherrscht und kontrolliert auch das Leben der Tochter. Es kommt schließlich zu einer dramatisch-traurigen amor fou mit David, einem jüngeren Philosophiestudenten. Er begehrt sie, ist ihrem sinnlichen Leib verfallen und wird sie am Ende dennoch verschmähen.

Wie in „Roter Staub“ wechseln sich in diesem Roman erzählende Passagen mit Betrachtungen ab, immer vor dem Hintergrund eines einst mächtigen, nun gemühtigten Landes. Ein Vierteljahrhundert und über den Tod der Mutter hinaus wartet Lúisa auf David, und sie muss, was nicht ist und sein kann, schreibend erfinden, um das Leben im Körper der Dicken ertragen zu können. „Wir haben keine begehrten Körper, deshalb ist es, als würden wir nicht existieren“, sagt sie über sich und ihren dummen Freund Lunaticó, der auch immer nur die zweite, dritte Wahl abbekommt. Figueiredos Roman ist eine Hommage an diese „Versehrten“ und Unsichtbaren, die missachteten „Schwergewichte“, die wie Lúisa, die zwar ihre Klamotten wegwerfen können, nicht aber das Gefühl, dass „die Welt der normalen Menschen nicht für sie bestimmt ist.“ ULRIKE BAUREITHEL



Isabela Figueiredo:
Die Dicke. Roman.

Aus dem Portugiesischen von Marianne Gareis. Weidle-Verlag, Bonn 2021. 271 Seiten, 24 €.